

Was wünschen sich PraktikerInnen und ForscherInnen voneinander?

1. Freitag-Workshop: Dr. Brigitte Schigl und Mag. Gertrud Baumgartner

Am Workshop nahmen unter der Leitung von zwei Moderatorinnen etwa 15 Personen teil, alle PsychotherapeutInnen bzw. PsychotherapeutInnen in Ausbildung mit großteils eigenen Forschungserfahrungen oder -wünschen.

In einer Eingangsrunde zur Vorstellung und Sammlung der Erwartungen an den Workshop kristallisierten sich folgende Bedürfnisse heraus: Ideen für ein Konzept oder Design für eigene Forschungstätigkeit zu bekommen; etwas über die – auch eigenen – Evaluationsmöglichkeiten von Psychotherapien zu erfahren, um effizienter mit KlientInnen arbeiten zu können; Qualitätskontrolle in der Psychotherapie umsetzen zu können etc.

Im folgenden möchte ich die wichtigsten Punkte der daran anschließenden Diskussion (aus Sicht einer der Moderatorinnen des Workshops) wiedergeben:

Forschung als Evaluation von Psychotherapie wurde von den TeilnehmerInnen als prinzipiell wünschenswert angesehen. Als wichtig wurde dabei genannt, die Kriterien dieser Evaluation zu kennen bzw. selbst bestimmen zu können, woran / wie gemessen werden soll. Hierbei wurde etwa die Frage aufgeworfen, wie sich etwa das Ziel einer Therapie als Hilfe zu einem geglückten Leben operationalisieren lassen würde. Wer könnte bestimmen, was „geglückt“ ist? KlientInnen / TherapeutInnen / ForscherInnen von außen / Krankenkasse, Gesundheitsdaten?

Befürchtungen bestehen bzw. Scheu, sich „von außen“ evaluieren zu lassen, da die TherapeutInnen im Prozeß der Psychotherapie selbst handelndes Subjekt sind. Unter der Annahme, daß PsychotherapeutInnen ihr eigenes Instrument sind, kommt eine Evaluierung besonders schnell in die Nähe der Bewertung von Personen und ihrem Handeln.

Eine Teilnehmerin äußerte auch die Vermutung, daß Widerstände gegen eine äußere Evaluation psychotherapeutischen Handelns durch die hohen Kosten der Psychotherapieausbildung mitbedingt werden. Wichtig wäre den PsychotherapeutInnen deshalb bei Forschungsprojekten eine totale Anonymisierung des Materials und Beachtung strengster Datenschutzauflagen.

Methodenvergleichende Studien werden als nicht sinnvoll angesehen (ist die Konkurrenz der Schulen unter den PsychotherapeutInnen in der Praxis geringer?). Eher wird die Präsentation der jeweiligen Forschungsergebnisse der einzelnen Schulen nach außen und Austausch der Ergebnisse untereinander gewünscht.

Eine Teilnehmerin betonte die Wichtigkeit des Transfers der Ergebnisse der Psychotherapieforschung für die verschiedenen betroffenen Gruppen, die unterschiedliche „Sprachen“ sprechen: leidende Menschen, PolitikerInnen, PsychotherapeutInnen, die Öffentlichkeit.

Der Sinn der Forschung, ihr Zweck, sollte durchschaubar sein; dies könnte durch konkrete, abgegrenzte Fragestellungen erreicht werden. Wer hat Nutzen davon: die scientific community – die ForscherInnen, die PsychotherapeutInnen, die KlientInnen, die öffentliche Verwaltung? An diese Fragen knüpfte sich auch eine Diskussion über die als dominierend wahrgenommene Stellung der universitären / institutionalisierten Psychotherapieforschung und der Schwierigkeit von in der Praxis stehenden PsychotherapeutInnen, die an Forschung interessiert sind, ihre Vorhaben umzusetzen. Wer bekommt Geld für Forschung?

Relativ klar zeigte sich diesbezüglich, daß die PsychotherapeutInnen mehr zur Mitarbeit in Forschungsprojekten anderer bereit wären, wenn ihre eigenen Forschungsbedürfnisse und -interessen Unterstützung fänden. Dies könnte vor allem in einer Vernetzung vieler ähnlich gelagerter kleiner Forschungsprojekte, in denen die praktizierenden PsychotherapeutInnen selbst ihr Handeln in der Praxis beforschen, geschehen. Der Wunsch um Unterstützung und diesbezügliche Vernetzungsarbeit wurde vor allem an die Koordinationsstelle für Psychotherapieforschung herangetragen.

Die Auseinandersetzung mit Psychotherapieforschung schon im Rahmen der Ausbildung und Psychotherapieforschung im Sinne einer Theoriefortentwicklung als Aufgabe der Psychotherapieschulen und Ausbildungsvereine wurde gefordert.

Interessante Forschungsthemen aus Sicht der PsychotherapeutInnen wären:

- Mißglückte Therapieanfänge: Warum bleiben KlientInnen nach ein bis zwei Gesprächen weg?
- Motivation zur Therapie seitens der KlientInnen.
- Was erwarten sich Menschen von Psychotherapie, was denken sie, was das ist?
- Warum gehen Menschen nicht in Therapie, welche Schwellen gibt es zu überwinden?
- Katamnesebefragung von KlientInnen 3-5 Jahre nach Therapieende.
- Selbstverständnis von PsychotherapeutInnen.

- Stellenwert und Symbolik des Geldes / der Bezahlung in der Psychotherapie.
- Gründe für Ablehnung/Tabuisierung von Psychotherapie in der Öffentlichkeit.
- Interaktion TherapeutIn-KlientIn: Was wird von den KlientInnen als heilsam empfunden?
- Bewirken unterschiedliche Therapieschulen unterschiedliche Verbesserungsprofile?

Dr. Brigitte Schigl
Klinische und Gesundheitspsychologin,
Psychotherapeutin

2. Freitag-Workshop: Dr. Eva Mückstein und Dr. Elisabeth Wagner

Von den ca. 15 TeilnehmerInnen, deren Haupttätigkeitsbereich zu je-ca. einem Drittel an psychiatrischen Kliniken oder Universitätsinstituten, in freiberuflicher Praxis und in anderen Institutionen liegt, hatte etwa die Hälfte schon Forschungserfahrung in kleineren, privaten, als auch größeren, institutionellen Forschungsprojekten. Alle zeigten sich motiviert, zur Entwicklung der Forschung beizutragen, diesbezügliche Fragen zu klären und Anliegen weiterzutragen.

Die zentrale Frage des Workshops war, welche Art der Forschung die PraktikerInnen wirklich berührt, ihnen nützt und die therapeutische Praxis verbessern kann.

Bisherige Forschungen, die ausgerichtet sind auf

- a) Outcome (Bewertung, Ergebnis, Effizienz, oft als Rechtfertigungsforschung),
- b) Prozeß (Verlaufs- und Wirkfaktoren),
- c) schulenspezifische Theoriebildung und Krankheitslehre

beziehen oft die PraktikerInnen nur als *Objekt* der Forschung ein (sie werden „beforscht“). Dadurch bilden sich natürliche Ressentiments gegenüber den von außen eindringenden ForscherInnen, die primär im Wissenschaftsbetrieb reüssieren wollen und die Verwertung (Anwendung) von Ergebnissen durch die PraktikerInnen nicht systematisch unterstützen.

Es wurden Ängste geäußert, daß Forschungen dieser Art im gesellschaftlichen Spiel der Machtstrukturen leicht mißbräuchlich verwendet werden könnten. Die PraktikerInnen zeigten sich dennoch, anders als von vielen ForscherInnen erwartet, spontan „forschungsneugierig“ und würden sich gerne – als Objekt der Forschung, als Beforschte – beteiligen. Wesentlich motivierter wären sie jedoch, wenn sie auch *Subjekt* der Forschung sein könnten, das heißt, wenn sie selbst Forschungsrichtungen, -themen, -designs, -instrumente mitbestimmen und mit ausarbeiten oder selbst die eigenen Fragen aus ihrer Praxis er- und beforschen und dafür Unterstützung erhalten könnten.

Die Arbeitsbedingungen von ausschließlich freiberuflichen PraktikerInnen bieten jedoch wenig Spielraum und Anreiz für solche Aktivitäten. Bis zu 30 Therapiestunden pro Woche plus Nebenarbeiten zur

Sicherung ihres Lebensunterhalts lassen wenig Zeit, und PraktikerInnen sind auch von ihren professionellen Systembezügen her völlig anderen Sachzwängen ausgesetzt als MitarbeiterInnen in (universitären) Institutionen. Hier wird die Trennung zwischen *practitioner brain* und *researcher brain* (Orlinsky) deutlich. Für die Entwicklung der Forschungsorientierung der PraktikerInnen (ihres Interesses und Engagements für Forschung) müssen daher konkrete Vorgangsweisen und Angebote geschaffen werden, die der Forschung in der Praxis auch den Schritt auf die wissenschaftliche Ebene ermöglichen, denn reine Einzelfallstudien (durch PraktikerInnen einer bestimmten Schule) sind auf wissenschaftlicher Ebene schwer diskutierbar bzw. verallgemeinerbar.

Einerseits ist eine finanzielle Abgeltung für die PraktikerInnen, die ihre Erfahrung in die Forschung einbringen, vorzusehen, was z.B. durch Herrn Univ.-Ass. Dr. Laireiter (Institut für Psychologie, Universität Salzburg) praktiziert wird.

Andererseits muß den PraktikerInnen eine flexible Kooperationsform geboten werden, die der Arbeitsweise und dem Gegenstand der Psychotherapie entspricht und die eine unmittelbar in der Praxis umsetzbare Rückwirkung (Nutzen für die PraktikerInnen) hat.

Eine solche Kooperationsform ist in supervisionsartigen Settings, einzeln oder in Gruppen (Forschungs- und Entwicklungsgruppen) vorstellbar, wobei übliche Supervisionsrahmenbedingungen wie entsprechende Qualifikation der ForscherInnen, behutsamer Umgang mit persönlichen Daten (zum Schutz der KlientInnen und PraktikerInnen – Verschwiegenheitspflicht) einzuhalten sind. Solche ForscherInnen, die eine Teilidentifikation mit PraktikerInnen haben müssen, können sowohl die Qualität der wissenschaftlichen Instrumente und Methoden wie auch die Praxisrelevanz der Ergebnisse wesentlich erhöhen und die Anerkennung in der Scientific Community sichern.

Eine andere Kooperationsform könnten Diskussionszirkel zur Forschung sein (mehr oder weniger regelmäßig oder projekt- bzw. projektstadiumsbezogen), wobei idealerweise PraktikerInnen zu jedem psychotherapiebezogenen Forschungsprojekt schon im Planungssta-

dium einbezogen werden sollten (Ausschreibung durch Bundesverband bzw. Vereine).

Schließlich bietet sich die Koordinationsstelle für Psychotherapieforschung an, Vorschläge für Forschungsthemen (auch) von PraktikerInnen zu sammeln (eine Liste dazu wurde außerhalb dieses Workshops erstellt), aufzubereiten und diesbezüglich zwischen möglichen AuftraggeberInnen bzw. Interessierten und ForscherInnen (vor allem auch DiplomandInnen und DissertantInnen) zu vermitteln.

Zusammenfassend wurde festgestellt, daß die Diskussion zwischen ForscherInnen und PraktikerInnen anregend, aber auch mühsam ist, und daß PraktikerInnen selbst aktiv bleiben müssen. Interessierte können sich an die bestehende ÖBVP-Arbeitsgruppe „Forschen für die Praxis“ (Mag. Patera, ÖBVP-Büro, Tel. +43 1 512 61 73) wenden.

*Mag. Kurt Zenta
Psychotherapeut*